

# Aus schweizerischer Dichtung : von den kleinen Leuten

Autor(en): **Huggenberger, A. / Sch., F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751298>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegen die Lokalgrößen, das einen Frankfurter bei der Aufführung des „Tasso“ einem Fremden im Frankfurter Stadttheater sagen ließ, er möge entschuldigen, das Stück sei „nur von einem Hiesigen“? Wer wünschte nicht diese skeptische Bescheidenheit dort, wo sie am Platze ist? Doch wir brauchen noch nicht darum zu verzweifeln, weil wir in kleinen Verhältnissen leben. Nur verbinde man der Kritik das Maul nicht. Wie der biblische „Ochse, der da drischt“, hat sie das Recht auf freie Meinungsäußerung. Und man sehe doch nicht gleich Übelwollen, Neid und andere edle Motive hinter einer strengen, aber aufrichtigen und gerechten Kritik, die das Gute lobt, das Schlechte tadelt. Etwas weniger Gefälligkeit und etwas mehr Ernst kann nicht schaden. Von dem berufsmäßigen Berhimmeln und dem systematischen Abschlichten wollen wir uns gleich weit entfernt halten. Wenn man nur die Liebe zur Sache und zu den Leuten durchfühlt, denen man ja das Beste wünscht und von denen man es bis zum Beweis des Gegenteils immer treulich erhofft!



## Aus schweizerischer Dichtung

### Von den kleinen Leuten

Von A. Suggenberger



#### Vorbemerkung



Als vor ungefähr zwei Jahren des thurgauischen Bauerndichters, Alfred Suggenberger, Gedichtbuch „Hinterm Pflug“ erschien, da war sich die gesamte maßgebende Kritik des In- und Auslandes darüber einig, daß man es hier mit einem Poeten zu tun hatte, dem eine Ursprünglichkeit und unverbogene Natürlichkeit des dichterischen Empfindens in Verbindung mit einer erstaunlichen Meisterung der kongenialen Form innewohnte, wie sie in unseren Tagen selten zu finden ist.

„Bei diesen zum größten Teil ganz prächtigen Gedichten sind einmal die so viel gebrauchten und mißbrauchten Schlagworte vom „Erdgeruch“ und „Duft der Scholle“ keine Phrase. Es ist ein Büchlein so voll echten Heimatgefühls und tiefinnerlicher Kraft, daß es einem beim Lesen wie ein sonniges Leuchten übers Antlitz geht“, schrieb ich damals von dem Gedichtbuch Huggenbergers. Dieses Lob möchte ich ungeschmälert auch auf sein neuestes Werk, das Novellenbuch „Von den kleinen Leuten“, übertragen. Man lese einmal die im folgenden abgedruckte kleine Erzählung „Die Scholle“, und man wird dieses Urteil bestätigt finden. Noch selten wohl ist die angestammte Liebe zu dem Fleck Erde, wo einer geboren ist, das wurzelechte Verwachsensein mit den tausend Dingen, die dem Worte „Heimat“ einen so vollen und tiefen Klang geben, so einfach und doch so dichterisch konzentriert geschildert worden, wie in dieser einen so wohltuenden Mangel an Präntension aufweisenden schlichten Erzählung. Ebenso Gutes läßt sich von den übrigen Geschichten des Bandes sagen.

So bedeutet denn dieses neueste Buch Huggenbergers nicht weniger als „Hinterm Pflug“ einen Schatz für alle, die sich den Sinn für das Ursprüngliche, Schlichte und Wahre der Heimat bewahrten, für alle, die erkannt haben, daß hier die stärksten Wurzeln ihrer Kraft sind und immer sein werden.

F. O. Sch.

## Die Scholle

Auf dem abgelegenen Hofe Eisenbohl schaffte ein Güterknecht neben mir, dem ich bald anmerkte, daß er nicht immer gedient hatte. Er tat jede Arbeit mit der beschaulichen Liebe und Gründlichkeit des Kleinbauern. Ob der Meister die Augen auf ihm hatte oder nicht er war weder in Trab zu bringen, noch ließ sein stiller Fleiß auch nur für eine Minute nach. Ich hörte den Eisenbohler einmal in der Küche zu seiner Tochter Christine sagen, zu dem Ferdi müsse man Sorge halten; wenn er auch kein „Hauderi“ sei, so verdiene er manchmal doch so viel Lohn wie zwei andere.

Von einem alten Melker wußten wir, daß Ferdi in der Nähe von Glanzmatten ein Bauerngütchen besessen, daß er aber auf einmal den Rappel bekommen und alles verkauft habe.

Aus Ferdi selbst war nicht viel herauszubringen. Für gewöhnlich sparte er die Worte und schaffte am liebsten allein. Er mußte schon seinen guten Tag haben, wenn er hie und da ein Scherzwort zur Unterhaltung beisteuerte, oder über irgend etwas seine Meinung sagte.

Aber seine Meinung hatte er doch zu allem. Als einmal der Melker eine ungehaltene Bemerkung darüber machte, daß der Pferdeknecht Xander Knall und Fall fortgeschickt worden war, bloß weil er eines Abends in der Scheune ein unpassendes Wörtchen gegenüber Chri-

stine hatte fallen lassen, kam Ferdi sogar ein wenig in Eifer und sagte, es sei dem Xander ganz recht geschehen; wenn der keinen Unterschied sehe zwischen der Magd Käther und der Christine, dann sei sowieso nicht viel los mit ihm. Man könne die Weibsbilder nicht alle auf einen Haufen werfen.

Der Melker meinte darauf, eine Heilige werde die Christine auch nicht sein, und wenn statt eines armen Kofknechtes den jungen Guldenhöfler angegangen wäre, so hätte sie vielleicht gerne auf das i noch ein Lüpfflein gesetzt. Ihm müsse man die Weibsbilder nicht zu erkennen geben; und eine Großbauerntochter sei nicht aus anderem Teig gemacht als eine Magd. Der Xander hätte es am Ende nur etwas feiner anstellen müssen. Und vielleicht wäre die Christine später noch einmal froh über ihn; denn so viel man sehe, gehe es auch nicht so besonders schmerzhaft um sie. Es müßte schon einer ganz weit herkommen; die Ledigen da herum wissen eben auch, wie der Eisenbohler stehe und daß er ihr mit Not eine Aussteuer geben könne.

Ferdi sagte nichts mehr dazu. Von da an behauptete der Melker hartnäckig, dieser sei der Christine wegen da, und er gebe sich nur deshalb viel Mühe, der Bräufte von allen zu sein. Es heiße ja im Sprüchlein:

„Er möchte gern die Junge kriegen  
Und tut zum Schein den Alten lieben.“

Der Melker wollte auch von der Heudiele aus beobachtet haben, daß Christine dem Ferdi, während der die Klasterbeigen neben dem Holzschuppen aufschichtete, drei-, viermal durch eine Ritze des Schopfstores verstohlen zugeschaut habe.

Gegen den Sommer hin, als der Sohn des Hauses von der landwirtschaftlichen Schule heimkam, wurde ein zweites Bett in die Dachkammer gestellt, und ich wurde Ferdis Schlafkamerad.

Im Anfang tat er, wie wenn ich nicht da wäre. Aber nach und nach taute er doch ein wenig auf, und wir plauderten oft zusammen bis spät in die Nacht hinein.

Einmal äußerte ich meine Verwunderung darüber, daß der junge Eisenbohler, der doch jetzt als Verwalter oder Betriebsleiter eine gutbezahlte Stelle versehen könnte, wieder heim gekommen sei. Er wisse doch, daß eine zu große Schuldenlast auf dem Hof liege und daß man mit Teufels Not den Zins zuweg bringe. Ein anderer hätte sich dreimal besonnen.

„Das verstehst du nicht“, sagte Ferdi bestimmt. „Knecht sein und Herr sein ist halt zweierlei. Mancher will lieber schaffen, daß ihm die Knochen weh tun, als daß er sich ein einziges Wörtchen befehlen ließe. Wenn der junge Eisenbohler so einer ist, dann freut er mich. Und weißt du, vom eigenen Boden, den dazu schon der Großvater umgeackert hat, kommt man nicht so leicht weg; am wenigsten nachher mit den Gedanken. Ich glaube, das machen die vielen wunderlichen Dinge, über die man beim Pflügen, beim Mähen und Karsten manchmal nachgedacht hat . . .“

Da fragte ich ihn, ob es denn eigentlich wahr sei, daß er, Ferdi, auch einmal etwas Eigenes besessen habe?

Er gab nicht sogleich Bescheid. Nach einer Weile sagte er aufgeräumt:

„Weißt du was, am nächsten Sonntag kommst du mit mir nach Glinzmatt hinüber, und dann will ich dir mein altes Heimeli<sup>1</sup> auf dem Steckenhofe von weitem zeigen. Und

<sup>1</sup> kleines Heimwesen.

wenn du magst, so will ich dir jetzt erzählen, wie es mir da gegangen ist; so vor fünf Jahren, als ich das erste Mal jung war.

Wenn ich dabei einmal ein bißchen fadenscheinig<sup>1</sup> werde, darfst du mich getrost auslachen; denn es ist eine ganz simple Geschichte, wenn man sie recht ansieht — und wenn sie einen nichts angeht.

Der Steckenhof besteht aus sechs Häusern an drei Zeilen, das heißt, es sind je zwei und zwei Heimweselein aneinander gehängt. Das hat man früher gern so gemacht; ich glaube, man wollte sich gegenseitig warm geben und die Schirmwände sparen.

Unter dem kürzesten der drei Firste, just in der Mitte der Häuserreihe war ich daheim. Wenn man an einem Ort daheim ist, meint man, es sei da schön. Man sieht aus unserem Stubenfenster das Dorf Glinzmatten und die Äcker und Wiesen rings herum. Wir hatten einen Längler-Birnbaum im Grasgarten, einen Kirschbaum und zwei Kornapfelbäume; die Pflaumen- und Zwetschgenbäume habe ich nie gezählt; sie standen so dicht, daß es am späten Nachmittag ganz dämmrig darunter war. Wenn dieses kleine Wäldchen im Frühling voll Blust hing — — ja, da könnte ich aber noch viel berichten, da würde ich gar nie fertig!

Also, ich will mich kürzer fassen. Mein Vater starb, als ich zweiundzwanzig war und schon einen Schatz hatte. Natürlich, einen Schatz darf man doch haben, wenn man zweiundzwanzig ist. Sie hieß Justine; ihr Vater, der Lenzenhöfler, war der zweitgrößte Bauer in Glinzmatten.

Als ich das erste Mal vom Jahrmarkt in Untersteinen mit ihr heimging, fragte ich sie beim Steigerbrünnli, ob sie auf mich warten würde, bis ich fünfundzwanzig sei? Sie besann sich gar nicht; sie sagte: ja, sie habe darauf gerechnet, daß ich sie fragen würde, und sie habe es mir schon angemerkt, daß es mir ernst sei. Sie möge mich auch; die Mutter wisse sogar schon halb und halb darum, und sie sei nicht dagegen. Dann werde der Vater wohl auch ja sagen.

Nach einem halben Jahr gab es wieder einmal Gelegenheit, sie heimzubegleiten. Diesmal durfte ich ein Stündchen neben ihr in der Stube sitzen; ich dachte an jenem Abend auf dem Heimweg nach dem Steckenhose hinauf, der Herrgott sei doch ein verständiger Mann gewesen, daß er so liebe Mädchen geschaffen habe.

Mein Vater sagte auf dem Todbette zu mir: „Gerdi, wenn du die Justine bekommst, bist du geborgen.“ Und ich erwiderte, es freue mich, daß er das sage. Wir hatten vorher nie von dieser Sache geredet. Er mußte es von der Schwester haben.

Dann wiederholte er mir noch einmal, was er mir schon oft ans Herz gelegt hatte; nämlich das wegen dem Nachbar, dem Felixen-Heiggel.<sup>2</sup> Ich solle mich immer vor dem vorsehen, am meisten aber, wenn er freundlich werden wolle; denn da habe er jedesmal etwas vor. Und ich werde dem Heiggel hoffentlich daran denken, daß er uns das Wegrecht über seine Hofreite abprozessiert habe. Und etwas mußte ich ihm noch versprechen: den Bierling<sup>3</sup> Land in der hintern Pünt dürfe der Heiggel nie bekommen, wenn er schon von drei Seiten Anstößer sei. Schon deshalb, weil er uns an des Melchers Gant vor fünfzehn Jahren die Holzwiese so unverschämt verteuert habe. Wenn ich einen Nachbar brauche, soll ich mich an den Zacher-Sali halten; mit dem komme man aus.

<sup>1</sup> sentimental. <sup>2</sup> Heinrich. <sup>3</sup> Eine Viertelsjuchart, zirka 9 Aren.

Davon, daß ich das Gütchen nie in fremde Hände geben sollte, sagte er nichts zu mir. Das verstand sich bei ihm von selber.

Die Schwester Mari und ich waren jetzt allein auf dem Heimwesen Meister; denn die Mutter war schon acht Jahre tot. Ein älterer Bruder, der verheiratet und in einem Geschäft in Untersteinen Packer war, kam schon am dritten Sonntag nach der Beerdigung und fragte, wie es sei mit dem Teilen; ob ich das Heimeli übernehmen, oder ob man eventuell eine Gant abhalten wolle? Das Land würde jedenfalls schön gelten da oben, weil ja die Nachbarn nicht ganz einig seien. Und auf den Trottenacker und die Grundwiese würden eventuell die Dorfbauern bieten.

Ich sah ihn an, so zwar, daß er nicht fragen mußte, was ich meine. Ob er glaube, wir wären nicht imstand, das Gütchen rechtchaffen umzutreiben, ich und die Mari? Ob er mich für einen faulen Hund kenne? Der Vater würde ihm etwas sagen, wenn er noch da wäre! Im Grab umkehren müßte er sich, wenn das Heimeli auseinandergerissen würde, auf dem er sich sechzig Jahre lang geplagt, und auf dem er es auch gewiß auf einen grünen Zweig gebracht hätte, wenn das Bürgen und die Krankheiten nicht gewesen wären.

Mari half mir auch. Sie sagte, sie müßte brieggen<sup>1</sup>, wenn die fremden Leute da in der Stube und in den Kammern herumstolpern und alles in die Hände nehmen würden, wie bei Surbers im Tobel. Und die weiße Gluckhenne würde sie reuen; elf Junge seien gestern ausgeschlüpft; ganz gewiß nicht mehr als drei Güggel darunter. In der Nebenkammer sei ein neuer tannener Boden gelegt; es sei jetzt wie Sonntag drinnen. Dabei öffnete sie die Türe ein wenig und ließ ihn hineinschauen.

„I nun“, sagte Konrad beschwichtigend, „so kann man ja eventuell eine Schätzung machen.“

„Und die untern Läden hat der Ferdi grün angestrichen“, berichtete Mari weiter. „Jetzt muß sich der Felixen-Heiggel nebenan nicht mehr melden wegen seinem neuen Scheunentor.“

Ich sagte zu Konrad: „Wenn's dir nur nicht gar zu stark ums Erben ist!“

Er verlange seinen Teil und mehr nicht, meinte er kühl.

Wir tappten auf dem Feld umher; jedes Ackerlein, jede Wiese schritt er ab und maß und rechnete.

„Das ist eine Lauserei“, sagte ich endlich. „Wir könnten das daheim in der Stube machen. Du kennst jeden Zollbreit Land, den wir haben, und weißt, ob es naß oder trocken ist. Du kennst den hintersten Baum, außer denen, die ich in den letzten Jahren gesetzt habe. Und dann darfst du auch daran denken, daß du mit sechzehn Jahren deiner Wege gegangen bist und nie einen Rappen heimgeschickt hast. Wenn ich es auch so hätte machen wollen? Wo wäre dann das Heimeli jetzt, hä?“

„Ich will nicht mehr, als mir gehört; so einer bin ich gar nicht“, versicherte er wieder, und maß und schätzte weiter. Zuletzt lief ich von ihm weg; ich sagte, er könne das allein machen; es sei nicht nötig, daß zwei durchs Emdgras waten und auf den Kartoffelstauden herumtrampeln müßten. Denn es war ungefähr die Zeit, die wir jetzt haben; nur daß die Frucht fast zum Schneiden reif war.

<sup>1</sup> weinen.



Und von weitem rief ich ihm noch zu, was ich herausgeben könne, das wisse ich schon, und wenn er machen wolle, daß ich in den Schulden verworgen<sup>1</sup> müsse da auf dem Heimeli, so komme dann alles noch auf die Abrede an.

An diesem Tag wurden wir nicht miteinander einig, obschon Mari noch zuredete und dem Konrad vorstellte, sie sei ja auch mit wenigem zufrieden; wenn sie nur eine ordentliche Aussteuer bekomme. Er meinte, das seien halt so Sachen; sie könne eventuell mit mir einig gehen; so etwas verstehe er schon. Ja, wenn er jetzt erst seit heute auf der Welt wäre. Und im übrigen müsse man auch nicht glauben, daß er in der Stadt in einem Honighafen sitze.

Am folgenden Sonntag kam er wieder und brachte seine Frau Karline mit. Sie trug einen Hut auf dem Kopf, der gewiß einen halben Tag gekostet hatte. Und die Kinder waren aufgezogen, daß man auf der Straße hätte meinen können, es käme ein wer weiß was daher.

Ich war in der Woche beim Kreditor gewesen, und er hatte mir etwas Geld auf einen Überbrief<sup>2</sup> in Aussicht gestellt. Und ich war fest entschlossen, wo irgend möglich heute mit Konrad fertig zu machen.

Seine Frau lief in Haus und Garten umher und riß Maul und Augen auf. Wie da Zeug und Sachen vorhanden wären, fast wie auf dem größten Herrschaftsgut! Sie gaffte an die Bäume hinauf und zählte jeden Apfel und jede Birne; sie war der Meinung, daß da ganz gut noch mehr Platz hätten, und das brächte man gewiß auch zuweg mit einer rationelleren Düngung.

Ich sagte ihr gleich heraus, daß sie ein dummes Maul habe. Aber ich glaube, ich hätte besser geschwiegen; sie hat es mir scharf übel genommen; das Gütlein ist mich darum nicht billiger gekommen.

Als wir in den Stall traten, warfen die vier Kühe und die zwei Kinder alle wie auf Kommando die Köpfe herum und glockten den ungewohnten Besuch an. Die Karline wagte sich nicht ganz hinein; sie blieb mit hochgerafften Röcken bei der Stalltüre stehen und berichtete eifrig: das Milchgeld allein mache ihnen vierundzwanzig Franken aus per Monat.

Konrad fragte mich, ob jetzt kein „Kleb“ mehr sei an der Lebware; er meinte damit, ob das Vieh nicht versekt sei.

„Nein, seit ich zwanzig bin nicht mehr“, sagte ich stolz. „Weißt, das haben ich und die Mari fertig gebracht. In jenen zwei Jahren, da ich nach Untersteinen in die Fabrik ging. Das kann ich dir schon sagen, es war kein Schleck für mich! Auf jenem Posten ist noch keiner zwei Jahre lang geblieben. Ja, wenn man sich dazu an die frische Luft da oben gewöhnt ist! Und die Mari hat derweil den Stall besorgt, und im Heuet hat sie gemäht wie ein Mann. So haben wir's halt gezwungen.“

Der Vater hat mehr als einmal gesagt: „Jetzt darf ich doch einmal ohne Angst die Stalltüre aufmachen; wenn nur die Mutter das auch noch erlebt hätte.“ — Du weißt ja auch, wie es gewesen ist früher, wo der Kraienfeld jeden andern Tag vor der Haustüre stand und das Milchgeld und das Kälbergeld in seinen Ranzen steckte, eh es recht da war.“

Item, es blieb mir nicht viel anderes übrig, als auf Konrads Vorschläge einzugehen, da es sonst zur Gant gekommen wäre. Wir gingen gegen Abend ins Dorf hinab; der Ge-

<sup>1</sup> erstickten. <sup>2</sup> zweite Hypothek.

meindschreiber mußte einen provisorischen Vertrag machen. Mari versprach mir, gegen einen bescheidenen Lohn vorläufig den Haushalt zu führen.

Vierzehn Tage später war die Fertigung; ich war jetzt Bauer auf dem Steckenhof. Für das, was ich Konrad nicht bar auszahlen konnte, mußte ich ihm vorläufig gutstehen. Ich dachte: je, nun, Schulden haben andere auch; es wird schon gehen, wenn wir gesund sind.

Aber weil jetzt bekannt wurde, daß der Mari ein wenig bares Geld in Aussicht stand, hatte sie bald einen Anhang. Was konnte ich dagegen haben? Sie mußte doch auch an später denken.

Ich lief um jene Zeit fast jeden Abend beim Zunachten am Lenzenhofe vorbei, in der Hoffnung, Justine einmal zufällig treffen zu können; denn ins Haus zu gehen, dazu hätte ich noch nicht den Mut gehabt.

Endlich war ich einmal so glücklich, sie von weitem am Hausbrunnen zu sehen. Ich stellte mich im Grasgarten neben einen Baum und suchte mich durch leises Pfeifen bemerkbar zu machen. Sie wurde mich gewahr und kam etwas näher. Sobald sie mich erkannt hatte, sprang sie auf mich zu und tat wie ein Närrlein vor Freude. Sie habe so schrecklich lange Zeit gehabt nach mir, und es müsse bald anders werden: sie wolle jetzt machen, daß ich jeden Sonntagabend ins Haus kommen dürfe. Sie müsse das nur hinter die Mutter stecken, und wenn der Vater zuerst auch ein wenig schimpfe, sie werde ihn schon weich kriegen mit Brieggen und mit Schalken.

Sie begleitete mich ein wenig gegen den Steckenhof hinauf; als wir auf dem halben Weg waren, meinte sie, jetzt müsse sie aber doch umkehren, sonst merke man es daheim. Natürlich ging ich wieder mit ihr den Fußweg hinab, bis zum Wagenstuppen. Sie hing sich an meinen Hals und tat lieb; wir küßten uns hundertmal und konnten uns fast nicht trennen. Ich solle doch morgen um diese Zeit wieder da sein, wenn's nicht regne, hat sie noch. Sie werde auf mich passen.

Ich versprach ihr zu kommen und brachte jetzt endlich mein Anliegen vor; eben, sie werde es schon wissen, daß ich jetzt das Gütlein übernommen habe?

Ja, sie habe etwas gehört, meinte sie ganz nebenbei. Hoffentlich werde es mich nicht gar zu hoch kommen, so daß ich es ohne Schaden wieder absetzen könne.

Ich sah ihr verwundert in die Augen. Ich sage dir, durch die Dunkelheit hindurch konnte sie mich angucken und anlachen, daß ich alles ganz richtig und vernünftig fand, was sie nachher zu mir sagte: an das habe sie noch nie einen Augenblick gedacht, daß sie einmal in den Steckenhof hinauf gehen würde. In so ein abgelegenes Gest, wo sich die Fische und die Hasen Gutnacht sagen und von dem es heiße, daß sich dort die Spaken während der Weizenernte vor Hunger auf den Rücken legten. Ich dürfe das nicht übel nehmen. Gern habe sie mich, das sei wahr, und sie wolle mich oder keinen. Aber in den Steckenhof hinauf — sie nahm das Wort wie etwas Unappetitliches in den Mund — nein, das könne ihr doch niemand zumuten.

Ich sagte, ja, es sei mir wirklich selber schon aufgefallen, daß sie nie etwas von dem habe verlauten lassen. Ich hätte vielleicht dann das Heimeli nicht angetreten. Es sei halt schon so, wenn man an einem Ort aufgewachsen sei, sehe man viele Mängel nicht. Auch habe ich mir gedacht, in der Luft könne man doch nicht daheim sein.

Sie lachte mich nur aus.



„Das ist fast wie in der Luft, da oben! Ach was! Gib mir jetzt lieber noch einen Kuß, und sag, daß du morgen wieder kommst! Du wirst schon bald selber denken, daß ich recht habe. Und jetzt muß ich halt gehen!“

Während ich langsam nach dem Steckenhof hinauf schritt, dachte ich bei mir: etwas abgelegen ist eigentlich das Örtlein schon. Und wenn ich mir die Nachbarn recht ansehe — nach denen bekäme ich kein Heimweh. . . .

Am andern Tag mächte ich Haber in der hintern Pünt und studierte ein wenig daneben. Manchmal blieb ich, ohne daß ich es wußte, an der Sense stehen und sah ins Leere.

Mari fragte mich, was denn mit mir sei? Die Justine werde mir doch nicht den Abschlag gegeben haben?

„Nein“, sagte ich, „im Gegenteil; wir sind jetzt ganz einig. Aber du mußt es vorläufig noch für dich behalten.“

Am Nachmittag lief ich auf dem Feld umher.

Ich stand nirgends still; ich warf nur so die Augen über die Zelgen hin und ging weiter.

Es war mir, als ob die Äcker und die Bäume mir nachblicken würden, mit richtigen Augen. Und als ob sie etwas sagen wollten.

Am Abend kam ich wieder mit Justine zusammen; sie war munter und tat lieb mit mir. Aber mich drückte etwas, und sie sah es mir an.

„Was hast du, daß du so verschlagen bist? Gefall' ich dir schon nicht mehr?“

„Du gefällst mir nur zu gut“, sagte ich und versuchte, zu lächeln. „Ich bin sogar deinethalben im Trab die Steckenhalde herab gelaufen. — Aber wegen dem Heimeli, das tut mir halt weh. Ich gehe nicht gern davon weg. Los<sup>1</sup>: wenn ich es dir halt nur einmal zeigen könnte!“

„O du, jetzt kommst du schon wieder mit dem!“ sagte sie ärgerlich. „Ich gucke ja jeden Tag fünfzigmal hinauf, und jedesmal denk' ich bei mir: da oben möchte ich nicht tot sein! Nein — sei mir doch nur nicht so ein wunderlicher Hofnarr!“

Da regte sich ein Stolz in mir, und ich gab ihr zu verstehen, daß es mich nicht freue, wenn sie auch gar so verächtlich von meinem Heimatörtlein rede. Man lebe eineweg auch auf dem Steckenhose. Und ich sei droben groß und stark geworden und habe gewiß eben so viel schöne und liebe Tage gehabt, wie sie da auf dem Lenzen, wo die Knechte herumfluchen und wo alles im größern angerichtet werde, aber darum kein bißchen besser schmecke.

Sie schmolte ein wenig. „Willst du mir jetzt die paar Minuten mit Händeln abstehlen? Ich will gewiß nie mehr ein Wort vom Steckenhof sagen! Die Hauptsache ist jetzt, daß wir wieder beieinander sind!“

Natürlich hatte sie mich gleich wieder herum. Und zum Schluß gab ich ihr in allem recht und sagte, ich möchte nur immer da neben ihr auf dem Gartenbänklein sitzen.

„Ja, aber im Winter müßten wir dann schon ein wärmeres Nest aufsuchen“, meinte sie und lachte und machte Schelmenaugen.

So ging es nun jedesmal, wenn wir beisammen waren.

Aber daheim hatte ich ganz andere Gedanken. Schon auf dem Heimwege kam es manchmal über mich, daß ich es beinahe laut hinausrufen mußte: „Nein, und wenn sie

<sup>1</sup> Hör.

zehnmal dem Lenzenhöfler seine ist! Wenn sie mich gern hat, muß ihr auch der Ort recht sein, wo ich daheim bin! Auf den Steckenhof gehö' ich und sonst nirgends hin!"

Mit jedem Streich, den ich mit dem Dangelhammer führte, hämmerte ich diesen Gedanken in den Stahl hinein. Beim Wezen klang er mir wieder daraus entgegen. Und wenn ich den Karst in die Erde schlug, sagte ich leise zu mir selber: Da bist du daheim!

Auf diese Weise biß ich mich immer zäher in das Gütlein fest. Ich glaube, wenn ich es ganz leicht und mühelos geerbt hätte, es wäre mir weniger lieb gewesen.

An einem Donnerstagabend eröffnete mir Justine vor Freude strahlend, sie erwarte mich dann am Sonntag nach dem Nachtessen in der Stube. Ich dürfe ganz ungeniert anklopfen, wie wenn ich das größte Recht hätte!

Es verdroß mich ein wenig, wie sie das sagte, und ich gab es ihr zu verstehen. „Sm — wie ich es mir halt ansehe, habe ich das Recht. Ich bin doch nicht einer, vor dem man die Türen verriegeln darf! Ja, ich will dir's nur gleich sagen: das Hintenherumschleichen und das Versteckensmachen würde mir in die Länge nicht mehr passen!"

Sie sah mich verwundert an. „Boß! was bist du für einer heut! Am Ende soll mein Vater noch zu dir ins Steckenhöfli hinaufkommen und anhalten: „Nimm mir doch da mein Mädchen ab, wenn du so gut sein willst! Es mag sie sonst keiner!"

„So hab' ich's nicht gemeint“, sagte ich begütigend; aber ich mußte mir Gewalt antun; denn es wurmte mich heimlich immer mehr, daß ich nur so wie ein Bettler neben ihr stehen sollte.

Sie schmollte immer noch, tat aber doch zutraulicher.

„Also nicht einmal einen Kuß gibst du mir dafür, daß mich der Vater deinetwegen ein Lumpenmensch gescholten hat?"

„Hat er das?“ fragte ich rasch und trat dicht vor sie hin. Sie verstand nicht, wie ich es meinte und sagte beschwichtigend: „O — es ist nicht so gefährlich gewesen, und er ist auch ganz schnell wieder gut geworden!"

Sie hing sich jetzt an mich und bettelte: „Bis ' auch wieder gut, du!"

„Ich bin nie böse gewesen“, log ich, und ich glaubte das sogar jetzt. Denn sie konnte einen so ansehen, daß man in einem Augenblick wie mit einem Netz umwickelt war und nichts mehr denken konnte, als immer: was du für ein liebes und molliges bist!

Nachdem wir uns eine Weile geküßt und geherzt hatten, sagte ich bittend:

„Du — — darf ich nicht schon heut in die Stube kommen?"

„Wart doch bis am Sonntag!“ gab sie nach einigem Besinnen leise zum Bescheid. „Es sind ja nur noch drei Tage.“

„Was meint der Vater denn wegen dem Steckenhof?“ fragte ich jetzt.

Da ließ sie mich sogleich los und lief einen Schritt weit von mir weg. „Schon wieder der Steckenhof?“ sagte sie ärgerlich.

Wie ich ihren Arm nicht mehr um meinen Hals fühlte, fiel mir wieder klar und deutlich jedes Wort ein, das ich ihr heute hatte sagen wollen; und ich redete freundlich, aber bestimmt auf sie ein:

„Justine — stell dir vor, du wärest ein Mann . . .“

„Ich bin aber keiner!“ unterbrach sie mich lachend und herzte mich schon wieder.

<sup>1</sup> sei.

„Du, sag mir jetzt einmal“, bettelte sie inständig, „glaubst du auch, daß es ein anderes Mädchen so gut mit dir meinen könnte wie ich? Ich will dir's jetzt einmal bekennen, ich kann den Tag und die Stunde kaum erwarten, wo wir zusammen kommen und gar nimmer voneinander weg müssen!“

Ich konnte nichts sagen, als: „Du Liebe, du!“ . . .

In jenem Augenblick war ich sehr glücklich.

Wir waren beide eine Zeitlang still. Dann sagte sie leise, indem sie ihr Gesicht verbarg:

„Terdi — — von etwas hab' ich halt noch nie gewagt, mit dir zu reden. Ich weiß, daß du dagegen bist. Aber recht habe ich doch! — Ich meine, daß man nicht gar zu sehr am Land und am Vieh hängen sollte. Andere Leute leben auch und haben es viel schöner.

Ich schüttelte bestimmt den Kopf. „Du, ich bin zwei Jahre in die Fabrik gegangen . . .“

„Das meine ich ja gar nicht“, wehrte sie ab. „Denk einmal an den Graben-Anton! Kann der mehr als du? Hat er flinkere Hände? Wenn er beim Bauern geblieben wäre, müßte er die Kühe vom Kraienfeld auf Puff<sup>1</sup> kaufen, wie sein Alter. Jahraus, jahrein wäre er in der Klemme und könnte es seiner Lebtag zu nichts bringen. Jetzt hat er einen schönen Posten im Holzwerk zu Obersteinen; er ist der erste nach dem Aufseher.“

„Es hat nicht jeder ein Mundwerk wie der“, wendete ich ein. „Und einen Better auf dem Bureau!“

Ein für allemal: vom Land weg bringst du mich nie! Hinter ein Gitter geh' ich nicht mehr.“

„Mit dir ist halt nichts anzufangen“, sagte sie bekümmert und stellte sich schmollend abseits. „Jetzt glaube ich bald, du hast mich gar nicht lieb, und es ist dir bloß wegen dem Geld.“

Da wurde ich ernstlich böse.

„Wenn du so redest, gehe ich heim!“

„Ja, geh nur! Ich wollte lieber — —“

Sie redete nicht aus; sie fing an zu weinen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Ich wollte sie beschwichtigen. „So hör doch: Du mußt nur ein allereinzigs Mal heraufkommen. Ich will dir die Stube zeigen, und den Hausgarten, und — —“

Sie warf meine Hand, die ich leicht auf ihre Schulter gelegt hatte, zurück und unterbrach mich mit weinerlicher Stimme:

„Weißt, wenn ich das vorher gewußt hätte, dann hätt' ich dem Storchen-Gustav nie den Abschlag gegeben . . .“

„Der hätte dann wohl in die Stube kommen dürfen?“ fragte ich spitzig.

„So einer schon!“ entgegnete sie böse. „Der hat acht Stück Vieh mehr im Stall als du, und sein Haus steht mitten im Dorf und ist nicht mit einem andern unter ein Dach gehängt, wie deine Lotterhütte auf dem Steckenhof droben!“

Jetzt wandte ich mich langsam von ihr weg.

„So nimm du den Storchen-Gusti meinetwegen! Aber meines Vaters Gütlein laß ich mir nicht verachten. Ja! Verachtest hast du's!“

Damit ließ ich sie stehen. Aber beim Weglaufen hat es mich einmal herumgedreht

<sup>1</sup> auf Kredit.

Ich ging langsam wieder auf sie zu. Sie stand immer noch auf dem gleichen Platze. Als ich näher kam, rief sie höhniſch:

„Bleib nur dort! Einen Schatz wie du einer bist kann man an allen Krämerständen kaufen!“ — — — — —

So ſind wir auseinander gekommen.

Ich empfand erſt nachher recht, was das für mich war. So in zwei, drei Tagen.

Da redete ich mir ein, es ſei nur eine Unglücksſtunde geweſen, und die werde bald ganz vergeſſen und ausgelöſcht ſein. Die leiſe Stimme in meinem Innern, welche mir den Troſt geben wollte, Juſtine ſei vielleicht nicht einmal wert, daß man ſich ihretwegen hinterſinnen müßte, wagte ſich bald nicht mehr hervor. Es war, als hätte ich aus ihren Augen ein ſüßes Gift in mich hineingetränken; das floß nun durch meine Adern und machte mich krank. Keinen Augenblick zweifelte ich mehr daran: ſie iſt ſo, wie ich früher gemeint habe: lieb! lieb! Und ich habe ſie mit meinem närrischen Tun mutwillig von mir geſtoßen . . .

Ich ſchrieb ihr ein Briefchen, worin ich ſie um Verzeihung bat. Aber ich bekam keine Antwort.

In der folgenden Woche berichtete Mari eines Abends mit Tränen in den Augen, es heiße im Dorf, der Storchſen-Guſtav und die Lenzen-Juſtine werden am nächſten Sonntag die Ringe wechſeln.

Das ſei mir gleichgültig, ſagte ich.

Aber als ich nachher in den Stall hinaustrat, kam es mir da eng und muffig vor. Und mein Viehlein ſtand recht gering und armselig vor mir da.

In der nächſten Zeit war nicht gut ſein um mich. Mari ſagte, ſie laufe fort, wenn das ſo weiter gehe. Ich warf das Geſchirr umher; beim Pflügen ließ ich gehen wie's ging; ich hatte keine Freude mehr an den blanken Furchen. Es kam mir nicht in den Sinn, nachher mit der Schaufel die ausgefahrene Erde aus Straße und Seitengraben zu räumen und vor dem Weggehen noch einen Augenblick ſtillzuſtehen und den Acker zu überſchauen.

Mit jedem Tag wurzelte es ſich feſter ein in meinem Herzen: Das Haus mit den vier grünen Läden, die Acker, die Wiefen, die allein ſind ſchuld, daß ich mein Glück verſcherzt habe.

Als ich an einem Sonntagnachmittag im „Bären“ in Glinzmatten jaßte, kam der Storchſen-Guſtav herein; ich bemerkte, daß er einen Ring am Finger trug. Der Wagner Konrad neben mir gratulierte ihm und ſagte, das ſei ſchnell gegangen mit ſeinem Fangeiſen. Guſtav meinte lachend: „Dreimal abgeſagt iſt immer zugeſagt! Und wenn ſo ein Kind halt den Wunder bekomme, ſo darf man ihm nicht davor ſein.“

Ich ſaß an dieſem Abend bis nach ein Uhr im Bären und tat ſehr vergnügt.

Am folgenden Morgen bin ich nach Unterſteinen gegangen und habe dem Kraienfeld meine Liegenſchaft auf dem Steckenhof angetragen. Er kam noch gleichen Tages herauf und wir handelten. Mari hatte nun auch nichts mehr dagegen; denn ſie wollte im Frühjahr Hochzeit machen.

Ich konnte mit ihm herumlaufen und ihm alles zeigen. Ich konnte rühmen und herausſtreichen, wie die Wiefen gegen den Lochwald hin gründig wären und wie der Felixen-Heiggel und der Zacher-Sali in den großen Steinacker verbiſſen ſeien.

Der werde ſein Pfund gelten!

Es kann Zeiten geben, wo der Mensch gleichsam ein ledernes Herz hat und alles machen kann, ohne daß er selber dabei anwesend ist. Oder doch ohne daß ihm ein anderer das ansieht . . .

Den Vierling Land in der hintern Bünt hab' ich mir vorbehalten. Es war mir kein Nutzen; ich mußte deshalb fünfhundert Franken mehr markten lassen. Aber der Feligen-Heiggel mußte das Äckerlein nicht haben. Er hatte das nicht verdient um den Vater.

Ich habe es nachher dem Zacher-Sali für hundertundfünfzig Franken gegeben. Von dem bekommt es der Heiggel auch nicht. —

Von den paar Wochen, die jetzt kamen, erzähle ich dir nichts. So etwas kann man nicht erzählen. —

Weißt, wenn man da so in alten Truhen herumkramt und die vergilbten Kaufbriefe liest. Zum Beispiel, wie der Großvater, seines Zeichens ein Weber, vor Zeiten um 1500 Gulden das Häuschen und den „Bungert“<sup>1</sup> erworben, oder wie der Vater das Teilrecht am neuen Hofbrunnen gekauft, als der alte Lochbrunnen kein richtiges Wasser mehr liefern wollte . . .

Oder wenn man nachts auf den Wiesen und Äckern umhergeht und Schollen in die Hand nimmt und wieder weglegt . . .

Oder wenn man den Hausrötelchen zusieht, wie sie die Jungen füttern im Nestchen auf dem Balken über dem Schopstor und dabei in einemfort piepsen: „Wir bleiben da, und du gehst fort! . . .“

Ja, ich bin fortgegangen. Und zwar bei Nacht, damit mir mein Nachbar, der Feligen-Heiggel, nicht aus dem Stubenfenster nachrufen könne: „Siehst jetzt, Ferdi! Ich hab's länger verlitten<sup>2</sup> als du und dein Alter!“

„So, nun weißt du alles“, fuhr Ferdi nach einer Weile weiter. „Du kannst nun lächeln über mich und dir einbilden, du wolltest mit einem lieben Mädchen und mit einem alten Höflein besser umgehen. Heute würd' ich vielleicht auch nur eines von beiden fahren lassen. Das Justinchen hab ich gut vergessen können . . .“

Und jetzt wollen wir einschlafen, wenn's dir recht ist!“ — — —

Am andern Morgen war ein Bericht von Hause für mich da, der mich unverweilt heimrief.

Ferdi sagte mir beim Abschiednehmen, er bleibe auch nicht mehr lange auf dem Eisenbohl, höchstens noch zwei, drei Wochen. „Halt wegen der Christine geh' ich da fort“, fügte er leise hinzu. „Du hast mir vielleicht schon etwas angemerkt.“

Ich hörte mehrere Monate nichts von ihm. Da kam eines Tages ein Brief von seiner Hand. Er schrieb, daß er auf dem Steckenhof bei Glinzmatten ein Heimeli gekauft, eines, das er noch von früher her kenne. — Das Geld, das er in fünf Jahren zusammengespart, habe er zwar „zwischenhinein“ legen müssen, so eine Art Neukauf.

Aber dafür bringe er jetzt eine Frau auf den Steckenhof. Ich könne schon erraten, was für eine, sie heiße Christine.

<sup>1</sup> Baumgarten. <sup>2</sup> ausgehalten.

